Die Notbremse.

Eine Geschichte aus Sowjetrußland von Michael Soschtschenko.

Die Ursache war nämlich, daß Wolodjka Bokof ein wenig unter Dampf stand. Gerade vor Abfahrt des Zuges hatte er einen ordentlichen Schnaps gehoben und dann noch Bier darauf getrunken. Die kleine Jagdwurst als Imbiß gab natürlich keine richtige Unterlage.

Darum war ihm der Alkohol auch so zu Kopf gestiegen. Besonders als der Zug sich in Bewegung setzte, merkte er einen leichten Schwindel. Alle möglichen Ideen und Einfälle kamen ihm, er wollte sich mal so ordentlich vor den Leuten loslassen.

So begann er nun vor dem Publikum zu renommieren: Er sei ein Mann, der sich alles erlauben dürfe. Sogar das Volksgericht könne ihm nichts anhaben, wie es auch komme. Denn er sei ganz hervorragender Herkunft: Schon sein Großvater sei Schweinehirt gewesen, und seine Mutter wäre eine richtige, einfache Dorffrau. So redete Wolodjka, er war in Laune und wollte den Leuten zeigen, was für ein Kerl er sei.

Ihm gegenüber machte sich nun aber ein Bürger bemerkbar. Er hatte Watte im Ohr, war sauber und nicht ohne eine gewisse Eleganz angezogen. Der sagte: „Mach nur so weiter! Dann kriegen sie Dich bei der nächsten Station zu fassen und werfen Dich hinaus."

Wolodjka antwortete: „Du willst mich wohl in meinem Selbstbewußtsein kränken? Bei meiner fabelhaften Abstammung kann mir nichts passieren. Ich darf aufstellen, was ich will — immer wird man mich mit besonderer Rücksicht behandeln." Ihm war eben nicht zu helfen: Er hatte einen Schwips und prahlte flott drauf los.

Das Publikum begann seinen Unwillen zu äußern. Ein paar besonders boshafte Leute aber hetzten Wolodjka nur noch weiter auf. Ein Mann mit einer blauen Mütze, ein ganz heimtückischer Kerl, sagte: „Du mußt mal mit aller Kraft die Fenster einschlagen, dann werden wir ja sehen, ob sie Dich schnappen oder nicht. Oder — das ist noch besser — laß die Scheibe ganz: Halt lieber mal den Zug an! Hier an dem Griff mußt Du tüchtig reißen, dann bleibt der Zug stehen."

„An welchem Griff soll man reißen? Du Parasit Du, drück Dich genauer aus", sagte Wolodjka.

„Hier an dem Griff. Ein tüchtiger Ruck nach links, und der Zug hält ... Das ist nämlich die Notbremse."

Das Publikum und der Bürger mit der Watte im Ohr machten dem Hetzer Vorwürfe. Es sei reichlich schändlich, einem Betrunkenen Dummheiten in den Kopf zu setzen.

Wolodjka stand auf. Mit einem kräftigen Ruck zog er den Griff der Notbremse heraus.

Alles war sprachlos, keiner wagte ein Wort zu sagen. Alles blieb still, man hörte nur das monotone Klopfen der Räder. Der mit der blauen Mütze seufzte schwer: „Die Cholera soll ihn holen. Nun hat der Kerl wirklich den Zug angehalten." Ein paar Leute sprangen von ihren Plätzen auf, der mit der blauen Mütze wollte auf den Korridor entwischen, aber die anderen ließen ihn nicht heraus. Der mit der Watte im Ohr sagte: „Das ist grober Unfug, jetzt wird der Zug gleich stehen. Das ist wieder mal unnütze Materialabnützung. Außerdem der Aufenthalt!"

Wolodjka erschrak nun doch: „Haltet den mit der blauen Mütze, der soll auch mit hereinfallen."

Der Zug aber hielt gar nicht, er fuhr ruhig weiter.

Die Leute sagten: „Ja, so schnell kann er ja nicht anhalten. Wenn er auch nur ein Vorortzug ist — er muß doch seinen Auslauf haben! Mindestens hundert Meter, und wenn die Schienen naß sind, das Doppelte."

Unterdessen fuhr der Zug immer weiter, einen Kilometer hatte er schon zurückgelegt — von Anhalten keine Spur.

Der Bürger mit der Watte im Ohr sagte: „Da scheint die Bremse wohl nicht ganz ..."

Wolodjka triumphierte: „Da seht Ihr's ja, mir kann gar nichts passieren!"

Das liebe, liebe Publikum.

Von Jo Hanns Rösler.

Quamquam hat sich zum vierten Mal „Tannhauser" angehört. In der Dresdner Staatsoper.

„Es herrscht eine widerliche Protektionswirtschaft dort", erzählt er beim anschließenden Bierskat, „viermal habe ich mir jetzt schon diese Oper angesehen, und jedesmal heißt es: Wolfram von Eschenbach beginne! — Immer nur der eine. Warum kann nicht auch einmal ein anderer, ein jüngerer beginnen?"

*

„Wer war die Dame?" fragt Ziegler, als sie weggegangen war.

„Eine Schauspielerin."

„Eine Schauspielerin? Das sieht man ihr aber im Leben nicht an."

„Glaube ich gern. Auf der Bühne noch viel weniger."

*

Tauber sang im Johann Strauß Theater den „Zarewitsch".

In der dritten Loge des ersten Ranges saßen zwei Herren. Der eine von ihnen sang begeistert alle Lieder Taubers leise in seiner Loge mit.

„Der Tauber soll doch endlich aufhören mit seinem Gegröhl", wütete plötzlich der andere.

„Wieso? Warum?" drehte sich der Nebensitz erschrocken um. Er hat doch eine schöne Stimme."

„Mag sein. Aber er singt so laut, daß ich dadurch fast ganz um das Vergnügen gebracht werde, Sie zu hören."

*

Plusquamperfekt geht zum ersten Mal in seinem Leben in eine Oper.

„Wie hat es Ihnen denn gefallen?" fragt Passedefini.

„Nie wieder!" schimpft Plusquamperfekt. „So eine Brüllerei! Man hat sein eigenes Wort nicht verstehen können. Eine Tante hat sogar so schlecht gesungen, daß das Publikum verlangt hat, sie solle nochmal singen."

*

Paul und Pauline gehen ins Theater.

Zum vierten Mal in zwei Jahren hören sie abonnementsgetreu „Lohengrin".

„Siehst Du, das gefällt mir", nickt Paul billigend, „daran könntest Du Dir ein Beispiel nehmen."

„Ich? An was?"

„Wie bescheiden die Leute früher waren. Vor vier Jahren haben wir schon Lohengrin hier gesehen, und die Elsa trägt heute noch immer dasselbe Kleid, das sie damals trug."

*

In Linz ist man noch ein wenig zurück.

Da kommt Theaterspielen gleich neben Pferdemausen. Selbst die berufsverwandten Zeitungsleute getrauen sich kaum, mit einem Schauspieler oder gar einer Schauspielerin auf der Straße zu sprechen.

Nun wohnte in einem großen Hause der Altstadt unter sechzig Parteien ein junger Schauspieler. Zwei Tage nach seinem Einzug wurde ihm ein Paar neue Schuhe gestohlen. Er forschte im ganzen Haus. Vergeblich.

Endlich ging er zum Hausmeister, der ihn noch nicht persönlich kannte, und fragte, ob es möglich wäre, daß der Dieb im Hause wohne.

„Nein", lehnte dieser entrüstet ab, „hier sind nur lauter ehrliche Leute. Aber seit einigen Tagen soll im dritten Stock ein Schauspieler wohnen. Vielleicht hat der sie gestohlen."

*

Busse staunt Bauklotze.

„Da habe ich jetzt ein Stück entdeckt", erzählt er, „das heißt ‚Wilhelm Tell'. Es ist wirklich erstaunlich, was die Schauspieler heutzutage alles leisten müssen. Ich sehe mir die Vorstellung schon zum zehnten Male an. Noch nicht ein einziges Mal hat der Kerl, der Tell — ein ganz einfacher Mensch —, mit seiner Armbrust beim Apfelschuß daneben getroffen."

*

In einem jetzt überall mit Erfolg aufgeführten Indianerstück „Winneton", einer wilden Dramatisierung Karl Mays mit Schüssen, Uffs und Heldenhymnen, liegt zum Schluß fast der ganze Verein tot am Boden.

Weint eines Tages ein Junge im Parkett.

„Was heulst Du?"

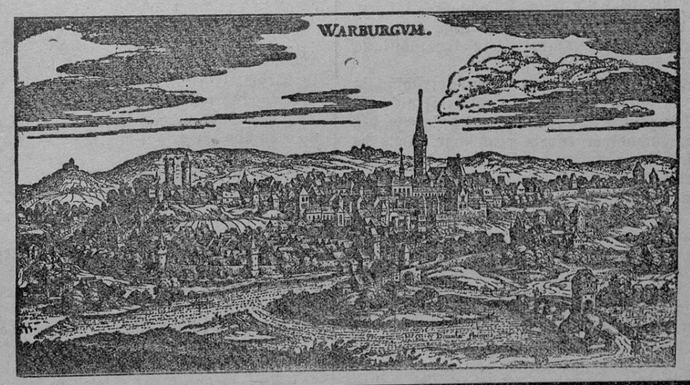
„Ich darf es mir morgen noch einmal ansehen", stammelt er unter Schluchzen, „und wenn sie jetzt alle tot sind, wer spielt denn morgen?"

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 33 — 24. April 1929 — 4. Jahrgang



Vicky Van

Kriminalroman von E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brügmann, München.

10. Fortsetzung

„Lieber Mister Schuyler!

Das Essen mit Ihnen war sehr amüsant. Sie waren so liebenswürdig, mir die gewünschten Informationen über gewisse Börsenangelegenheiten zu geben. Aber ich muß Sie bitten, mir weiterhin keine Aufmerksamkeit zu widmen, da ich Sie als Gatten einer anderen Frau nicht in meinen Bekanntenkreis aufnehmen kann. Ich bin vielleicht etwas zu prüde in meinen Ansichten, aber dies ist eine Regel, von der ich nicht abgehe.

Ihre aufrichtige

Viktoria van Allen."

Das hatte ich immer gewußt. Vicky Van lebte allein und ohne Schutz, mit Ausnahme ihrer Vertrauten, Julie; sie trotzte der Konvention in mancher Weise; und es war, wie sie sagte, ihre unumstößliche Regel, bei ihren Gesellschaften keinen verheirateten Mann ohne seine Frau zu empfangen. Es bot sich freilich nicht oft Gelegenheit, diese Regel in Anwendung zu bringen; denn die jungen Leute, die ich in ihrem Hause getroffen hatte, waren alle unverheiratet. Nur hier und da gab es ein ganz junges Ehepaar unter ihnen. Mistreß Reeves, eine Witwe, war vielleicht die älteste von allen, aber auch sie war weit unter vierzig Jahren. Soviel ich wußte, hatte sich auch wirklich niemals ein verheirateter Mann, und schon gar nicht vom Typus oder Alter eines Mister Schuylers, der Freundschaft Vicky Vans erfreut. Aber ich dachte nicht einen Augenblick daran, daß sie soweit gehen könnte, den zu töten, der es wagte, ihr Haus gegen ihren Willen zu betreten. Das war undenkbar!

Und doch schien es Lowney so und offenbar auch den Schwestern des Ermordeten; sie erklärten, dieser Brief sei ein Beweis, daß Randolph ihr seine Bekanntschaft aufgedrängt hatte, und sie aus Sprödigkeit oder Koketterie dagegen Einwand erhoben hatte. Als Mister Schuyler darauf bestand, sie zu besuchen, war sie so wütend, daß sie in leidenschaftlichem Zorn mit Absicht seinem Leben ein Ende machte.

„Das kann ich nicht glauben!" sagte Ruth Schuyler müde. „Es scheint mir vielmehr, als ob dieser Brief das Mädchen entlasten würde. Sie war offenbar nicht verliebt in meinen Gatten, und versuchte ehrlich, ihm ihre Bedenken begreiflich zu machen. Deshalb kann ich nicht denken, daß sie ihn getötet hat; zuerst glaubte ich es natürlich auch; aber wenn ich nun ruhig die Sache überdenke und den Brief lese, beginne ich an ihre Unschuld zu glauben! — Welches Datum zeigt der Brief?"

„Gar keins", sagte Lowney, das Papier betrachtend; „es steckte in keinem Umschlag."

„Aber wie konnte denn dann das Schreiben meinem Gatten zukommen?"

„Oh, selbstverständlich kam es in einem Kuvert, aber ich fand keins dabei, und so können wir nicht wissen, wohin der Brief adressiert war, ob hierher oder an einen seiner Klubs oder ins Bureau."

„Hierher nicht, davon bin ich überzeugt", sagte Mistreß Schuyler, „wahrscheinlich in seinen Klub. Ich stelle Ihnen den Brief gern zur Verfügung, Mister Lowney. Verwenden Sie ihn nach Ihrem Gutdünken; wenn er dazu dient, Miß van Allens Schuldlosigkeit zu beweisen, würde ich mich darüber freuen. Wenn er aber noch weiteren Verdacht auf sie lenkt, dann wollen wir der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen."

„Natürlich verdächtigt er diese Frauensperson noch mehr!" erklärte Miß Rhoda Schuyler mit einem rachsüchtigen Blick auf den Brief in Lowneys Hand. „Diese Nichtswürdige! Daß sie es gewagt hat, Randolph überhaupt zu schreiben!"

„Aber!" warf ich ein, unfähig, diese ungerechte Rede länger zu dulden. „Mister Schuyler hat sich ihr vielleicht zuerst genähert!"

„Sie hatte ihn angelockt! Ich habe Sie selbst sagen hören, Mister Calhoun, daß diese van Allen eine Sirene ist, eine —"

„Aber, aber, Miß Rhoda!" begann ich; da rief schon die andere Schwester dazwischen: „Natürlich ist sie das, natürlich! Das Unrecht ist zum größeren Teil auf ihrer Seite, und sie hat Randolph getötet, ich weiß es! Der Kellner hat sie doch gesehen! Vorwärts, Mister Lowney,

spüren Sie die van Allen auf und bringen Sie sie zum Geständnis! Ich werde nie wieder in Frieden schlafen können, ehe nicht der Tod meines Bruders gerächt ist! Ich kann es nicht verstehen, Ruth, daß du so gleichgültig bist!"

Eine leichte Röte stieg in Ruth Schuylers Wangen, und da durch diesen Brief ein neues Licht auf den Charakter ihres Mannes fiel, begann ich ein eigentümliches Mitgefühl für die Witwe zu empfinden.

Randolph Schuyler war untreu gewesen, herrschsüchtig und tyrannisch; ich wußte auch, daß er seiner Frau nicht jene Bequemlichkeit gönnte und jenen Luxus gestattete, den sie sich wünschte, obwohl er enorm reich war. Doch da auch die Schwestern seine Ansichten teilten, war der Haushalt nach altmodischem Muster eingerichtet, was sich schlecht mit den heutigen Lebensverhältnissen in Einklang bringen ließ.

Mistreß Schuyler hatte sich in keiner Weise beklagt, sagte mir Winnie; aber man konnte sich leicht ein Urteil bilden. Winnie hatte den Auftrag, verschiedene Bestellungen zu machen so zum Beispiel beim Papierhändler, im Trauerwarengeschäft, und auch fürs Haus. Alles, sagte meine Schwester, wurde mit raffiniertem Geschmack gewählt; aber auch mit einer Großzügigkeit, die zweifellos Ruth Schuyler bisher nicht gewöhnt war.

Die Schwestern waren außer sich über diese „Verschwendung"; aber Ruth ging, obwohl sie ihnen höflich zuhörte, ihre eigenen Wege und führte ihr Vorhaben stets aus. In bezug auf Blumen ist sie wie ein Kind, sagte Winnie; und sie freut sich über die Blüten, die sie bestellt, als ob sie jahrelang danach gedürstet hätte. Winnie fühlte mehr und mehr eine tiefe Zuneigung für ihre Vorgesetzte, wenn dieses Wort überhaupt anwendbar ist; doch auch Ruth Schuyler hatte Winnie sehr lieb.

Aber ich schweife ab. Mistreß Schuyler entgegnete auf die Worte ihrer Schwägerin freundlich: „Ich bin nicht gleichgültig, Sarah, aber es scheint mir, daß wir keinen wirklichen Beweis für die Schuld des Mädchens haben, und —"

„Keinen wirklichen Beweis! Wenn sie auf frischer Tat ertappt wurde! Oder beinahe ertappt! Wenn der dumme Kellner Verstand genug gehabt hätte, hinzuspringen und sie zu fassen, brauchten wir überhaupt keine Nachforschungen anzustellen!"

„Mag sein, Sarah, vielleicht hast du recht. Aber bis du sie nicht gefunden hast, verurteile sie nicht gänzlich! Nach dem, was Mister Calhoun mir über sie gesagt hat, und nach dem Ton des Briefes an Randolph zu schließen, kommt es mir doch nicht wahrscheinlich vor, daß sie einen Mann umgebracht hat, den sie so flüchtig kannte. Und doch, vielleicht hat sie es ja getan!"

„Nun", bemerkte Lowney, „jedenfalls beweist der Brief, daß ihr Mister Schuyler vorher bekannt war; als er dann als Mister Sommers in ihr Haus kam, ärgerte sie sich, denn sie hatte ihn ja gebeten, es nicht zu tun. Das alles spricht gegen sie; aber wir wollen abwarten, wie der Richter und die Geschworenen darüber denken."

Weitere Briefe.

Am nächsten Morgen gab es beim Frühstück nur einen Gesprächsstoff. Allerdings wurde seit Tagen schon nichts anderes zwischen uns erörtert, als der Fall Schuyler und die Vermutungen, die sich daran knüpften.

Winnie verbreitete sich ausführlich über das Martyrium, das Ruth Schuyler durch die Grausamkeit ihres verstorbenen Gatten erlitten hatte.

„Weißt du, er war in Wirklichkeit nicht grausam", rief Winnie aus, „und ich will nicht sagen, daß sie über seinen Tod froh ist. Aber er mißgönnte ihr jedes kleinste Vergnügen. Sie hatte eine Loge in der Oper, ein großes Landhaus und alles mögliche, aber er ließ sie nicht zu einer Vorstellung gehen oder ihr eigenes Auto haben oder irgend etwas kaufen, ehe er sein Urteil darüber abgegeben hatte. Sie mußte ihm sogar die Bilder für ihre Kostüme zeigen, und erst, wenn er sie für gut befand, durfte sie die Schneiderin machen. Er wollte sie auch keine modernen Kleider tragen lassen. Sie mußten einfach und von schwerem Material sein, so wie seine Schwestern sie trugen. Mister Schuyler stand unter der Fuchtel dieser zwei alten Jungfern, und besonders Rhoda stachelte ihn auf, die arme Ruth zu schikanieren."

„Nennst du sie Ruth?" fragte ich überrascht.

„Ja, sie erlaubte es mir. Sie ist entzückend gegen mich, und ich bin so froh, alles, was ich nur kann, für sie tun zu dürfen. Ehrlich gestanden, Chet, sie hat ein furchtbares Leben geführt neben ihrem Manne!"

„Ich möchte sie gern sehen", sagte Tante Luzie. „Alles, was du von ihr gesagt hast, Winnie, macht mich ein wenig neugierig."

„Das sollst du einmal, Tantchen. Sie ist mir wirklich eine Freundin geworden, und sie sagte, sogar dann, wenn Edith Crowell Sekretärin sein werde, müsse ich sie oft besuchen."

„Sie ist entzückend", erklärte ich. „Jedesmal, so oft ich sie sehe, macht mir ihre Würde mehr Eindruck, und ich begreife nicht, wie sie gegen jene zwei alten Damen so sanft sein kann."

„Ich auch nicht", stimmte Winnie bei.

Tante Luzie fragte: „Ist sie hübsch?"

„Ist sie es wirklich, Winnie?" fragte auch ich.

„Nun, ja und nein! Sie ist so farblos, weißt du. Ihr Haar ist fad aschblond; auch ist sie immer so blaß. Ihre Augen und Wimpern sind so hell — so bedeutungslos; aber ihr Ausdruck ist so sanft, und wenn sie manchmal hell auflacht, ist sie sehr anziehend. Und sie ist wirklich außerordentlich gebildet. Sie irrt sich nie im Geschmack oder in ihrem Urteil. Sie weiß genau, was sie auf all die sonderbaren Kondolenzbriefe, die ihr zukommen, zu antworten hat, und versteht es, mit den Leuten zu sprechen, die sie besuchen. Und noch etwas: sie kennt nur Leute, die zur besten Gesellschaft gehören, und die sind fast alle im Alter der Schwestern. Aber Mistreß Schuyler ist entzückend gegen sie. Und in ihren weichen schwarzen Kleidern sieht sie bedeutend besser aus als je in ihren früheren, die ich in ihrer Garderobe gesehen habe. Sie hat einige, die sie weggeben wollte, anprobiert. Das war ein Anblick! Elegant, weißt du, aber nichts für sie! Jetzt, wo sie selber wählen kann, hat sie andere Toiletten."

„Dann ist sie sicherlich froh, endlich von solch einen Tyrannen befreit zu sein", sagte Tante Luzie.

„Glaub' das nur nicht!" warf Winnie ernsthaft ein. „Sie mag es vielleicht in ihrem innersten Herzen fühlen, aber zugeben wird sie es nicht, nicht einmal gegen sich selbst Und natürlich, so wenig sie ihn auch geliebt haben mag, wollte sie ihn ja doch nicht auf solche Weise verlieren!"

Ich blickte erstaunt auf Winnie. Es schien, als hätte das Schwesterchen wertvolle Einblicke gewonnen. Nun, Erfahrung würde ihr nicht schaden! Ruth Schuylers Einfluß konnte nur gut für sie sein, und ein Vorgeschmack des wirklichen Lebens würde Winnie einen weiteren Gesichtskreis geben, als sie ihn zu Hause erlangen konnte.

Ich begab mich ins Bureau des Untersuchungsrichters Das Verhör wurde in der gewöhnlichen sprunghaften Art fortgesetzt, und ich hörte eine Weile zu. Der Vorsitzende nahm die Berichte der Detektivs entgegen, die jene Marktleute und Kaufleute besucht hatten, von denen Vicky ihre Waren zu beziehen pflegte.

Alles war, wie man es von einem Musterhaushalt erwarten konnte. Vicky hatte immer ihre Rechnungen pünktlich bezahlt, gewöhnlich durch Schecks auf eine wohlbekannte Bank Manchmal waren kleine Summen von Miß van Allen selbst oder ihrem Mädchen ausbezahlt worden; Schecks wurden per Post geschickt.

Aus all diesen Aussagen konnte nichts Neues entnommen werden. Wir wußten alle, daß Vicky eine gute Staatsbürgerin war, und so waren alle Aussagen nur eine Bekräftigung hierfür. Was wir brauchten, wäre irgendein Anhaltspunkt für ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort gewesen.

Lowney hoffte durch ein Adreßbuch, das sich in Vickys Schreibtisch vorgefunden hatte, Aufschluß zu erlangen. Mit einer Menge von Leuten konnte er sich dadurch teils telephonisch, teils persönlich ins Einvernehmen setzen; aber alle sagten nur schon längst Bekanntes aus.

Meine persönliche Ueberzeugung war, daß sich Vicky bei Freunden ihres Hauses aufhalte. Irgend jemand mochte wohl genug Teilnahme für sie haben, um sie vor den Behörden zu verbergen. Das jedoch wäre ein Beweis für ihre Schuld; denn ein wahrer Freund würde sie überzeugen, daß es klüger sei, sich der Oeffentlichkeit zu entdecken.

Es wurde aber nichts bekannt, was meine Meinung rechtfertigte, und trotz aller vernommenen Zeugen konnte man keinen Fortschritt in der Lösung des Geheimnisses verzeichnen. Und als endlich eine amtliche Darstellung der bisherigen Untersuchungsergebnisse, ohne Erwähnung von Vickys Namen, herausgegeben wurde, fühlte ich entschieden eine Erleichterung.

Auf meinem Nachhausewege sprach ich bei der Familie Schuyler vor. Ich fühlte mich dort schon ganz heimisch, und teilweise, infolge von Winnies anschaulichen Schilderungen, wuchs mein Interesse für Ruth Schuyler.

Wie Winnie gesagt hatte, sah sie entzückend aus, obgleich ihr die schwarzen Kleider etwas Rührendes verliehen. Sie erlaubte sich einen schmalen weißen Streifen um den Halsausschnitt, und eine weiße Blume steckte in ihrem Gürtel. Welch ein Gegensatz zu der strengen Kleidung der altjungferlichen Schwestern, die wie allegorische Figuren hoffnungslosen Jammers aussahen!

Aber ihr Betragen war mehr das kämpfender Rachegeister; und als sie das Verdikt des Untersuchungsrichters gehört hatten, waren sie bereit, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

„Kommen Sie, Mister Calhoun", riefen sie mir zu, als ich die Bibliothek betreten hatte. „Nun, da der Richter seine Aufgabe beendet hat, wollen wir die Angelegenheit selbst weiterverfolgen. Mister Lowney wird wahrscheinlich die Suche nach Miß van Allen fortsetzen, aber wir fürchten, ohne Erfolg. Deshalb haben wir beschlossen, den berühmten Detektiv Fleming Stone kommen zu lassen."

„Stone!" rief ich aus. „Der wird sicherlich nicht mit der Polizei arbeiten!"

„Dann wird er eben ohne sie arbeiten", erklärte Rhoda mit Härte. „Ich habe Wunderbares von seinen Erfolgen gehört. Wir werden ihn sofort engagieren."

„Die Kosten dürften aber sehr hoch sein!" bemerkte ich.

(Fortsetzung folgt)

Ein Dichter sagt:

Der Torweg bin ich nur, und schmucklos ist mein Bogen.
Allein es ist in königlichem Zug
Die ganze Welt durch mich hindurchgezogen.
Und ich war hoch genug.

Frühling.

Skizze von Harry Wien.

Eva nahm die Hände von den Tasten der Schreibmaschine, ging durch das Büro und öffnete das Fenster.

Niemand achtete darauf als der junge Prokurist Danegger. Er drückte den Firmenstempel, den er auf ein Formular setzen wollte, nicht nieder, sondern beobachtete Eva. Sie beugte sich ganz weit hinaus, luft- und lichthungrig. Die Sonne, die auf ihr blondes Haar schien, verlieh diesem die Farbe der Aehren auf dem Felde.

„Der Frühling kommt. Sie hält es in der Stadt nicht mehr aus. Sie läuft uns gewiß davon. Das Bauernblut in ihr treibt sie hinaus, dorthin, wo jetzt die Aecker grünen und der neue Saft in den Dorfweiden klopft", dachte er.

Im Nebenzimmer wurde ein Stuhl gerückt, und einer der Chefs rief Eva zum Diktat. Sie löste sich so zögernd vom Fenster, als kostete es sie große Kraft, sich abzuwenden. Danegger sah, ihre Augen tasteten noch immer die Ferne ab. Sie ging unsicher über den glänzend gewichsten Fußboden. Danegger dachte: „Im Walde, auf den Landwegen, durch eine Birkenchaussee wird sie mit sicherem Schritte gehen. Dieses Mädchen ist nicht für das Büro geschaffen. Sie gleicht einem Baum, der nur in freier Natur blühen kann und der inmitten einer Welt, in der sich die Steine häufen, verdorren muß."

Als der große Zeiger an der Wanduhr die Stunde des Büroschlusses anzeigte, verließen die Chefs und die Angestellten das Kontor. Nur Eva saß noch an der Schreibmaschine. Sie hatte ein Eildiktat aufgenommen, daß der Chef am gleichen Abend noch für eine Konferenz brauchte. Struve, der Lehrling, sollte warten und ihm das fertig abgeschriebene Manuskript sogleich in die Privatwohnung bringen.

Noch als Danegger im Treppenhaus stand und sich eine Zigarette anzündete, klang Evas Schreibmaschinengeklapper an sein Ohr. Mitgefühl für dieses Mädchen überkam ihn, das schreibend drinnen saß und das — er wußte es wohl — seine Umgebung wie Kerkerwände empfand. Hier fühlte Eva sich heimatlos und auch dort, wo der Geburt nach ihre Heimat war. Den Hof hatte nach des alten Bauern Tod ihr Bruder geerbt. Der Ertrag reichte kaum aus, den neuen Bauern mit seiner Familie zu ernähren. Eva — überdies zu schwächlich für Land- und Bauernarbeit — mußte das Haus verlassen.

In einer Handelsschule erlernte sie Schreibmaschine und Stenographie. Ihre kaufmännischen Talente waren nicht bedeutend, und hätte sie nicht in dem Prokuristen Danegger einen so geduldigen und nachsichtigen Vorgesetzten und Berater gehabt, so wäre es ihr wohl schwer geworden, in dem großen Büro, wo von jedem Angestellten hohe Leistungen verlangt wurden, ihren Posten zu behaupten.

Danegger tat ein paar Züge aus seiner Zigarette. Dann ging er eilig die Treppe herab, um Evas Maschinenschreiben nicht mehr hören zu müssen. Irgendwie empfand er es als einen Vorwurf gegen sich, obgleich er in Wahrheit weder die Macht noch das Recht besaß, die Anordnungen des Chefs umzustoßen. Er beschwichtigte sein beunruhigtes Gewissen, indem er dachte: „Ich werde sie zum Sonntag zu einem Ausflug in die Umgegend einladen, um sie für die Spätarbeit von heute zu entschädigen." —

Im Schwarm der Sonntagsausflügler, die auf der letzten Hochbahnstation den Zug verließen, waren Danegger und Eva. Sie schritten weit ins Frühlingsland hinein, und Danegger lächelte, als er bemerkte, wie fest Evas im Kontor so unsicherer Fuß hier über die braune Erde ging. Sie nahm den Hut ab, und der Wind trieb ihr das kurze, helle Haar wie eine Flamme über der Stirn empor. Sie gingen rasch, und diese frische, schnelle Bewegung rötete ihre Wangen und ihre kleinen Ohren. Danegger freute sich an ihr und sprach zu sich selbst: „Wie eine Blume blüht sie hier neben mir auf in der guten Luft, der guten Sonne und dem würzigen Duft, der von Feldern und Wiesen kommt."

Ein Schmetterling, zitronengelb, flog ihr an die Schulter.

„Halten Sie ihn fest, Eva, den ersten Schmetterling", rief er ihr zu. Wirklich schloß sie behutsam ihre Hand um ihn. Aber nur einen Augenblick ließ sie seine dünnen Flügel gegen ihre Finger zucken. Dann gab sie ihn frei. Danegger verstand sie: Das leichte, gaukelnde Wesen sollte nicht gefangen sein wie sie, die sich täglich zwischen Stenogrammblock und Schreibmaschine als eine Gefangene empfand.

Ein Gefühl der Zärtlichkeit für das junge Geschöpf, in dem sich hier, unter dem hohen, weiten Himmel, beim Pfeifen der Stare und zwischen dem knospenden Gezweig, eine heitere und befreite Seele offenbarte, erfüllte ihn ganz. Sie, die ein Kind der Natur war, wollte er behutsam wie eine Pflanze, die man mit den feinen Wurzeln ins Erdreich setzt, der Natur zurück geben. Er sah hier draußen unter rasch bauenden Händen ein Haus erstehen. Am Dache würde die Schwalbe nisten und zu den rückwärtigen Fenstern nickte schon der Wald herein. Im Garten aber grub und harkte eine glückliche Eva. Wind und Sonne in ihrem hellem Haar.

Noch schritten sie durch den werdenden Frühling wie Kameraden. Bald aber — er wußte es — würden sie Liebende sein.